

## **Womit muß der Anfang der Wissenschaft gemacht werden?**

Ist es nicht überflüssig oder gar unsinnig, eine solche Frage zu stellen? Überflüssig, weil jemand, wenn er mit der Wissenschaft anfangen will, eben halt schleunigst damit anfangen und nicht noch Zeit mit dem Drüber-Reden (neudeutsch: der Metadiskussion) vergeuden soll. Unsinnig mag jene Frage erscheinen, weil beim Nachdenken darüber, womit man anfangen müsse, man gar nicht mit der Wissenschaft anfangen, sondern mit dem Nachdenken über den Anfang der Wissenschaft. Bei diesem Nachdenken über den Anfang gebe man zwar vor, es gehe einem um das Anfangen, der Sache nach fange man gar nicht mit der Wissenschaft an, sondern mit dem Nachdenken über den Anfang und verschiebe das Anfangen. Dies sei widersprüchlich, jene Frage also unsinnig.

Soll nun derjenige, der mit der Wissenschaft anfängt (der Student im ersten Semester, aber nicht nur der), sich fragen, womit der Anfang der Wissenschaft gemacht werden müsse? Bevor dieser Jemand mit der Wissenschaft angefangen hat, weiß er noch nichts von der Wissenschaft. Also kann er gar nicht fragen: Womit mache ich den Anfang? Welche Gegenstände wähle ich warum aus? Denn wenn ich das Ganze nicht kenne, kann ich nicht beurteilen, wo der Weg hin zu einer Aneignung beginnen solle oder welcher Weg, da ja verschiedene denkbar sind, der bessere sei. Der Überlegung des Anfängers über seinen Anfang fehlt so die Grundlage. Gibt es demgegenüber jedoch keine Reflexion auf den Anfang der Wissenschaft und keine Reflexion auf das Anfangen mit der Wissenschaft, und zwar gerade bei dem Anfänger, der mit einem Studium der Chemie, der Philosophie, der Ökonomie usw. beginnt, dann begibt sich dieser Anfänger, wie ihm geheißen wird, in den Wissenschaftsbetrieb hinein, im Vertrauen darauf, daß die Anpassung an den Betrieb Wissenschaftlichkeit und eben den richtigen Anfang mit der Wissenschaft gewährleiste. Doch sich anpassen an den Betrieb, tun, was eine unüberprüfte Autorität sagt, Unverstandenen Vertrauen entgegenbringen, letztlich nicht den Mut haben, sich seines eigenen Verstandes ohne die Leitung eines anderen zu bedienen, ist genau das, was Wissenschaft vereitelt und was selbständiges Denken und selbständiges wissenschaftliches Arbeiten auf Dauer verunmöglicht. Somit fängt derjenige, der ohne Vorüberlegung, ohne Reflexion sich 'blind' in das Studium hineinstürzt, auch nicht mit der Wissenschaft an. Die Argumentation ist damit in eine Aporie hineingelaufen:

A. Reflektiert man auf das, was Anfang in der Wissenschaft sein könnte, fängt man nicht mit der Wissenschaft an. B. Reflektiert man nicht, sondern wähnt, man könne einfach so beginnen, indem man sich dem Betrieb überläßt, fängt man in Wahrheit auch nicht mit der Wissenschaft an.

Kann man mit der Wissenschaft vielleicht gar nicht anfangen? Oder fängt man mit ihr an und zugleich wieder nicht? Oder in einer Hinsicht schon, in anderer nicht? Oder sollte man gerade mit dieser Aporie anfangen – sie an den Anfang jeder Wissenschaft stellen, wissend, daß man dann erst einmal nicht mit dieser Wissenschaft anfängt? Ist diese Aporie gar die oder zumindest eine, dann allerdings notwendige Grundlage für wissenschaftliches Arbeiten? Wie so häufig bei Aporien ist es jedoch nur ein durch sie erzeugter Schein, die Argumentation habe sich totgelaufen und sei *nicht* weitergekommen. Denn die zweite Seite (B.) der Aporie – die Unterordnung unter das Vorgegebene des Wissenschaftsbetriebs sei gerade nicht wissenschaftliches Arbeiten – enthält eine Einsicht, weil in einer bestimmten Negation – was *nicht* wissenschaftliches Arbeiten ist – ein Synthetisches steckt: Wissenschaftliches Arbeiten hat mit der Freiheit des Subjekts zu tun. Wird *diese Freiheit* ausgeschaltet, kann es nichts werden mit der Wissenschaft, erweist das Anfangen mit ihr sich als unausführbar. Diese Freiheit kann auch nicht quantifiziert werden und dann – von wem denn? Von den 'Eingeweihten' oder den Freiheits'besitzern'? – in kleinen Portionen und nach sorgfältiger Prüfung, eventuell in wachsendem (widerrufbarem?) Ausmaß zugeteilt werden. Diese Freiheit ist zu unterscheiden von Willkürfreiheit, von einer beliebigen, bestimmungs- und bedingungslosen Wahlfreiheit. Freiheit ist nur dann – und das weiß man spätestens seit Kant – eine solche oder ihrem Begriff gemäß, wenn sie vernünftig bestimmt wird. Die Reflexion auf die Warum-Frage – Warum Wissenschaft? *Warum dieser* Anfang? – ist die Bedingung vernünftiger, in diesem Falle wissenschaftlicher Freiheit. Demzufolge muß am Anfang der Wissenschaft die Reflexion auf Vernunft und auf Freiheit (und auf deren Zusammenhang) stehen. Die vernünftige Freiheit wissenschaftlichen Arbeitens ist aber nicht einfach da oder kommt als spontane Eingebung über das passiv erwartungsvolle Subjekt. Sie muß *verwirklicht, gemacht* werden. Und wie? Die Reflexion auf die Freiheit – auf den Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit – ist gerade das, was den Freiheitsimpuls in einem empirischen einzelnen Subjekt erst befördert. Wir haben es hier mit einem vernunftgewirkten Gefühl zu tun, genauer einem durchaus emotionalen Impuls, der allerdings nicht Untergründigem, den Tiefen der Seele oder den Wissenschaftler-Genen geschuldet ist, sondern mit einem Impuls, der durch *Reflexion auf ein Ideelles* in Szene gesetzt, dadurch erst *wirklich* wird. Solcherart Reflexion auf den Anfang befördert den Impuls, mit der Wissenschaft anzufangen.

Wie sieht dagegen der Studienbetrieb heutzutage aus? Modularisierung impliziert die Durchplanung der Lernprozesse, deren Auflösung in sehr kleine, vermeintlich in sich geschlossene

und mit einer Durchschnittszeit versehene Lerneinheiten, wie abgepackte Baukästchen, die dann einzeln abgeprüft und, wenn abgeprüft, als sicher verwahrt werden: die gewonnenen Kreditpunkte werden als ein Quasi-Geldvermögen vorgestellt. Einpassung in ein Zeitkorsett, Unterordnung unter ein den Inhalten äußerliches Regulationssystem – dies ist die *reelle Subsumtion* von lebendigem Lernen unter ein System von gegeneinander isolierten Baukästen, alle jeweils versehen mit Kreditpunkten und Noten. Lernen, früher ein individueller Prozeß geistiger Bildung, wurde in das Einsammeln von solchen Baukästen, genauer: von benoteten Zertifikaten über absolvierte Baukästen, die als solche, wenn benotet, vergessen werden können, da sie ihren Zweck erfüllt haben, verwandelt. Hat ein Student eine festgelegte Zahl an Kreditpunkten eingesammelt, versehen mit dem rechten Notenmaß (nämlich mindestens 2,5), dann kommt er in den nächsten Abschnitt und darf von neuem einsammeln.

Wie sieht das Forschen im heutigen Wissenschaftsbetrieb aus? Nach der 'Vorgeschichte' im Baukastenwesen – vormals 'studieren' genannt – wundert es nicht, daß die Entscheidung für das Thema der Diplom-, Magister-, Master- oder Doktorarbeit aus äußerlichen Gründen heraus fällt. Denn es gibt nicht mehr das das Baukastenwesen einigende Band, einen Begriff der Wissenschaft, aus dem heraus jene Entscheidung getroffen wird. So wird gerade auch die Abschlußarbeit zu einer äußerlichen Tätigkeit für den reell subsumierten wissenschaftlich Arbeitenden und erscheint wie zufällig über ihn gekommen. Doch was prima vista als Zufall erscheint (und dem reell subsumierten, entmündigten Wissenschafts-Arbeiter auch so erscheinen soll), ist Resultat einer Regulation: Dort und dort ist eine Stelle frei, dort und dort gibt es Drittmittel. Die Tätigkeiten für eine solche Abschlußarbeit sind derartig spezialisiert, daß aus ihnen heraus gar kein Überblick über das Ganze und auch nicht die Funktion dieser Tätigkeit für das Ganze möglich wird. Dies ist die heutige Ausbuchstabierung der Departmentalisierung der Wissenschaft, reguliert durch ein Zuteilungssystem von Geld an die einzelnen Wissenschaftler, welches Zuteilungssystem durch der Wissenschaft äußerliche Faktoren gesteuert wird. Von da aus gesehen schließt der um Konsistenz bemühte Zeitgeist: Wenn schon in der Forschungsphase das Ganze, das einigende Band, der Begriff der Wissenschaft keine Rolle spielt, warum sollte er dann am Anfang wichtig sein, wo doch das Ziel die Eingliederung in eine zergliederte, in Departemente zerschnittene Wissenschaftslandschaft ist, die kein Bewußtsein von sich selbst als einem Ganzen mehr hat und auch nicht mehr haben soll? Einerseits scheint der Wissenschaftsbetrieb leerzulaufen, scheint Daten und Methoden ohne Ziel und Zweck anzuhäufen. Andererseits funktioniert gerade so die Bereitstellung von Daten für die herrschenden Zwecke, ohne daß die Wissenschaftler diese Zwecke kennen oder gar kontrollieren können. Die Rädchen im departmentalisierten Betrieb durchschauen nicht das Ganze und durchschauen nicht die Zwecke, die diese von den Departementen gelieferten und deren

Partikularisierung abbildenden Daten in Betrieb nehmen. Der *Begriff des Ganzen*/die Totalität/das Unbedingte und die *Idee der Freiheit*, die Reflexion über Zwecke und das Reich der Zwecke gehören zusammen. Beides wird im departementalisierten Betrieb ausgeblendet.

Werden Freiheit und die Reflexion auf die Totalität ausgeblendet, mehr noch: systematisch verhindert, dann ist damit die notwendige Bedingung für die reelle Subsumtion wissenschaftlicher Arbeit unter die Zwecke von Kapital und Staat geschaffen. Sogenannte 'Fachleute' gibt es auf dem Markt, die für Beliebiges einsetzbar sind und angekauft werden können. Sie schreiben z. B. Gutachten entweder pro oder contra – für denjenigen, der sie bezahlt. Von ihrer subjektiven Warte aus gesehen entscheiden sie sich für den, der besser bezahlt, weil diese Rädchen ihrerseits vergleichsweise immer schlechter bezahlt werden, was für ihr Funktionieren als Rädchen funktional ist, weil sie so der Steuerung durch die heterogenen Antriebe ausgeliefert werden. Objektiv gesehen entscheidet das ankaufende Geld darüber, was gegutachtet wird, und über die Güte dieser Gutachten.

Beispiel: Kernenergie-debatte. 'Fachleute' für das Pro und für das Contra kommen unter Berufung auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu einander entgegengesetzten, politisch kontroversen Schlußfolgerungen. Das Ganze, nämlich daß es insgesamt ein untauglicher Versuch ist, einen im Grundsatz nicht technisch verfügbar zu machenden Prozeß eben doch zu einem technischen zu machen, dieses Ganze kam gar nicht in den Blick der Departement-Wissenschaftler. Es gab auch keinen zahlungskräftigen Auftraggeber dafür. Als jedoch der programmierte Schaden angerichtet war – wo immer dieser im Grundsatz untechnische Prozeß mit der Natur in Berührung kam, stiftete er einen Schaden –, traten dann die Gutachter sortiert in Pro und Contra an, sei es bei den Auswirkungen der schwachradioaktiven Strahlung, bei dem Leukämie-Zusammenhang, bei der prinzipiell nicht lösbaren Endlagerung. Wenn auch das Ganze aus dem Bewußtsein gerückt wurde, so gelang es doch immerhin, „das Problem“ in eine Vielzahl von Detailfragen aufzusplitten, wo es Gutachter für das Für und Wider gibt und wo sich die Departements eine ständig Neues hervorbringende Auftragslage sichern, welche aufgrund des untechnischen Prozesses nicht versiegen wird.

Beispiel: Salzstock Asse. Detailfragen waren schon vor der Einlagerung untersucht, vielleicht gar geklärt worden. Doch man sah nicht den gesamten Salzstock, sah nicht oder wollte nicht sehen, was eindringendes Wasser anrichten könnte. So hat man eine nicht mehr kontrollierbare Zeitbombe hergestellt – auch einen im Grundsatz untechnischen Prozeß. Die Reaktion darauf ist überall dieselbe und gleichermaßen hilflos: Sarkophage wie bei Tschernobyl. Was man anrichtete, wird einbetoniert. Legionen von Wissenschaftlern machen Gutachten; ganz dicht geht grundsätzlich nicht; die Abschottung des untechnischen Prozesses gegen den Gesamtzusammenhang der Natur

erweist sich als unendliche Aufgabe. In Tschernobyl ist man schon beim nächsten Schritt, dem Sarkophag für den Sarkophag. Beim Salzstock Asse wird gerade der Anfangssarkophag entworfen. Allerdings muß er ein viel größeres Terrain als in Tschernobyl einschließen.

Und – eine Dimension – größer: Das Ausprobieren, ob die Verwertung des Werts im globalen Maßstab mit der vorhandenen naturalen Grundlage kompatibel ist, erzeugt, weil die ins Unendliche laufende Akkumulation von Mehrwert auf die endliche naturale Basis trifft, einen gleichfalls prinzipiell untechnischen Prozeß – diskutiert unter dem Terminus 'Klimakatastrophe' –, welcher untechnische Prozeß eo ipso technisch nicht beherrschbar ist und gerade deswegen eine in infinitum gehende Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Wissenschaftler darstellt – die überflüssig wäre, wenn es den Kapitalismus nicht gäbe. Wie aber soll das gehen, technisch einen die Ganzheit von Erde und ihrer Atmosphäre störenden und insofern untechnischen Veränderungsprozeß zu behandeln, wo doch Technik ein gegen den Gesamtzusammenhang isoliertes System voraussetzt? – den Globus in einen Sarkophag einbetonieren, und die Menschen, die sich als außerhalb des technischen Systems stehend vorstellen und sich selbst als dessen Kontrolleure wähen, leben außerhalb und passen auf, daß das Unheil im Sarkophag eingeschlossen bleibt?

#### **Zurück zur Frage: Womit muß der Anfang der Wissenschaft gemacht werden?**

Ist zur Beantwortung der Frage notwendig – und müßte dann schon vorab entschieden sein –, daß zu trennen ist zwischen dem theoretischen Erkennen und der Reflexion auf die vernünftige Bestimmung des Willens, also zwischen dem, was in die Theoretische Philosophie, und dem, was in die Praktische Philosophie fällt? Angenommen, man trennt. Dann fängt man mit dem theoretischen Erkennen, mit einer bestimmten Disziplin an. Es gibt dort einen Gegenstandsbereich, und es gibt für diesen und an diesem Gegenstandsbereich entwickelte Methoden. Beispiel Chemie: Deren Gegenstandsbereich sind die Stoffe und ihre Reaktionen. Die darauf passenden Methoden der Chemie müssen eingeübt werden. Bei jener Trennung werden Fragen nach dem Wozu, nach den Zwecken und nach den Zielen der Wissenschaft per definitionem ausgeschlossen. Diese Fragen gehören nicht in die Wissenschaft Chemie, die qua Wissenschaft wertfrei sei. Nun stellt man aber fest: Die sich auftürmenden Potentiale der neuzeitlichen Naturwissenschaften verselbständigen sich. Technologie wird in der kapitalistischen Gesellschaft um der (neuen) Technologie willen entwickelt. Mit einer solchen Technologie-Entwicklung geht die Gefahr der irreparablen Zerstörung der naturalen Grundlagen des Lebens einher, tendenziell die Gefahr der Vernichtung der Menschheit insgesamt. Wenn also – so war ja die Annahme – zwischen dem Ausbau des Wissens und der technischen Verfügung über die Natur einerseits und der Reflexion über die das Ganze dirigierenden Zwecke andererseits getrennt wird, dann können die erfinderischen Zwerge ungehemmt zu jener Vernich-

tung beitragen und dabei zugleich sich selbst für ohnmächtig und ohne Verantwortung – verantwortungslos – erklären, wenn sie sagen, die Reflexion über die Anwendung der Resultate der Naturwissenschaft falle nicht in die Zuständigkeit der Wissenschaftler. Wenn aber der durch Naturwissenschaften und Technik hervorgebrachte Fortschritt, der ursprünglich darauf abzielte, die Menschen von den sie beherrschenden Naturmächten zu befreien, in der gegenwärtigen Wirklichkeit keine eindeutige Verbesserung der Lebensbedingungen mehr mit sich bringt, vielmehr im Gegenteil zu einer Bedrohung geworden ist, dann haben die Wissenschaftler den die Wissenschaft begründenden Impuls – Emanzipation – preisgegeben und sich in die reelle Subsumtion wissenschaftlicher Arbeit gefügt, dieser Subsumtion gar begeistert zugestimmt. Da der Begriff des Ganzen und die Idee der Freiheit samt Reflexion der Zwecke und des Reichs der Zwecke zusammengehören, folgt aus deren Preisgabe die Preisgabe des Selbstbewußtseins bezogen auf wissenschaftliche Arbeit. Ist dieses Selbstbewußtsein als Wissenschaftler preisgegeben, ordnen die Wissenschaftler dem sich unter, wofür sie bezahlt werden.

### **Zwischenfazit:**

Die Frage 'Womit muß der Anfang der Wissenschaft gemacht werden?' führt auf der Wissenschaft Zugrundeliegendes: auf den Begriff der Freiheit, auf die Idee der Totalität oder eines Unbedingten. Beide sind nicht ohne einander bestimmbar. Mit welchem der beiden – etwas blöde, wie es heutzutage ja Mode ist, gefragt – soll man denn nun anfangen? Jene Frage führt aber noch auf weiteres der Wissenschaft Zugrundeliegendes, nämlich den Wissenschaftsbetrieb, die Gesellschaft und den Staat, der diesen Wissenschaftsbetrieb organisiert. Soll man denn nicht gleich mit dieser Gesellschaft und dem Staat anfangen? Dazu benötigt man aber einen Begriff desselben. Dazu benötigt man Wissenschaft. Womit dann anfangen, mit einer Theorie der Gesellschaft oder mit einer Theorie der Wissenschaft? Jene Frage führt auf das Verhältnis von theoretischem Erkennen und der Reflexion auf die vernünftige Bestimmung des Willens, auf das Verhältnis von Theoretischer Philosophie und Praktischer Philosophie oder von Vernunft/Verstand und Willen. Und immer wieder: Wenn jene Frage 'Womit muß der Anfang der Wissenschaft gemacht werden?' auf Totalitätsbegriffe führt, mit denen man nicht einfach und unmittelbar anfangen kann und die mit anderen zudem in Bedingungsverhältnissen stehen, womit, da man mit *einem Bestimmten* ja anfangen muß, soll man denn nun anfangen?

Jene Frage scheint uns in einen Irrgarten geführt zu haben. Im folgenden zweiten Teil lege ich die Erklärung dafür vor, warum der nach dem Anfang Fragende gerade durch sein Fragen sich immer weiter in einem Labyrinth verlor. Die Erklärung besteht darin, die logische Struktur des Fragens nach dem Anfang und der Reflexion auf dieses Fragen aufzudecken. Das so gewonnene

logische Instrumentarium ist der Ariadne-Faden, der den nach dem Anfang Fragenden aus jenem Irrgarten herausführt.

### **Wissenschaftliches Vorwärtsgen ist Rückgang in den Grund – zur Notwendigkeit der Reflexion auf den Anfang**

Der Anfang in einer Einzelwissenschaft unterscheidet sich von dem Anfang in der Philosophie. Eine Einzelwissenschaft, nehmen wir die Chemie als Beispiel, setzt voraus, daß es einen Gegenstandsbereich gibt – dieser ist *gegeben* – und spezifischen Methoden, die die Chemie für diesen ihren Gegenstandsbereich entwickelt hat. Die Chemie, versucht ihren Gegenstandsbereich gegen diejenigen anderer Wissenschaften abzugrenzen, also zu definieren, was *ihr* Gegenstandsbereich ist: die Stoffe und ihre Reaktionen. In die Chemie fällt auch die Reflexion darauf, *was* ein Stoff ist. Doch die *Existenz* der Stoffe, *warum* es Schwefel, Sauerstoff oder Wasser *gibt*, das begründet die Chemie nicht. Die Philosophie geht einen Schritt weiter: Das, was – zunächst – als Gegenstand gegeben ist (und damit vorausgesetzt ist), muß zugleich durch Reflexion *begründet* (andere Terminologie: gesetzt) werden. Bestimmung des Gegenstandes in der Philosophie beinhaltet die Einheit von Den-Gegenstand-Voraussetzen und Den-Gegenstand-Setzen. Daraus folgt, daß, wenn man mit dem Philosophieren anfangen will, man schon an diesem Anfang des Philosophierens philosophieren muß und nicht eine Prae-Philosophie als Vorstufe vorschalten kann, die selbst, wie gezeigt, nicht Philosophie sein kann. So – ohne die Einheit von voraussetzender und setzender Reflexion – finge man nie zu philosophieren an.

Der Anfang der Philosophie, so denkt man anfangs, müsse *entweder* ein Vermitteltes *oder* ein Unmittelbares sein – tertium non datur, wenn Vermitteltes und Unmittelbares als kontradiktorisch entgegengesetzt verstanden werden. Doch der Anfang, so läßt sich in der Folge zeigen, kann *weder* ein Vermitteltes *noch* ein Unmittelbares sein. Ein Vermitteltes kann der Anfang der Philosophie nicht sein, weil ein Vermitteltes auf das verweist, wodurch es vermittelt ist. Ist dieses seinerseits vermittelt, stößt man auf einen in indefinitum gehenden Prozeß jeweils verschiedener Vermittlungen, was für den Anfang nicht das Richtige ist. Ein Unmittelbares kann der Anfang der Philosophie auch nicht sein. Denn als solches Unmittelbares müßte es schlicht hingenommen werden, man kann auch sagen: geglaubt werden. Die Aufgabe der Philosophie war jedoch zu *begründen*, worin der Anfang liege, und nicht, eine Begründung auszuschalten und schlicht zu glauben. – An dieser Stelle könnte man meinen, der Gang des Denkens sei in eine Sackgasse geraten, entweder vermittelt oder unvermittelt, tertium non datur, und dann soll weder A noch non-A sein. Doch gerade in dieser zweifachen Negation, vermittelt – so geht es nicht, unvermittelt – so

geht es auch nicht, steckt der erste Schritt zur Lösung des Problems.

Die Philosophie selbst hat eine Geschichte. Zur Klärung, womit im 21. Jahrhundert ein einzelnes Subjekt anfangen sollte, hilft es nachzuschauen, wie denn die Philosophie als Disziplin anfang. Die Vorsokratiker, am Anfang der Geschichte der Philosophie, stellten an den Anfang ihres Philosophierens ein Prinzip, griech. ἀρχή, wörtlich heißt es Anfang, Anfang im Sinne von Ursprung, Grund und Ursache aller Dinge, woher alles kommt; von daher dann die übertragene Bedeutung: ἀρχή ist Prinzip, was allem zugrunde liegt. Die Vorsokratiker verstanden ἀρχή als den objektiven Ursprung und nicht als im Subjekt gründend, welches darüber nachdenkt, was Anfang und Ursprung aller Dinge sei. ἀρχή war zuerst das – unmittelbar gegebene und alles Leben, so schien es, hervorbringende – Wasser (bei Thales) oder die Luft (Anaximenes) oder dann – bei dem auf die vorgeschlagenen Anfänge reflektierenden Anaximander – ἄπειρον: das Unbegrenzte, Unendliche (hierin ist schon eine bestimmte Negation enthalten, insofern ist ἄπειρον reflektierter). ἀρχή – ob nun Wasser, Luft oder ἄπειρον als Ursprung gedacht wurden – war Eines (und *nicht* Vieles), dann – bei Platon – die Idee, später νοῦς (die Vernunft), schließlich Gott. ἀρχή war – bei den Vorsokratikern – mit einem wie auch immer bestimmten Inhalt verbunden (ob es das Wasser oder eben νοῦς war, vermittelt durch die bestimmte Negation eines bestimmten Inhalts wie bei ἄπειρον); dieser Inhalt war objektiv im Sinne von: dem Subjekt vor- und ihm gegenüberliegend. *Das Anfangen* mit ἀρχή, genauer: mit dem objektiven Inhalt desselben, wurde *als ein Prozeß* verstanden, und zwar als Prozeß des einzelnen Subjekts, das in zunächst zufälliger Art und Weise sich dem Prinzip oder Ursprung nähert. Das Subjekt selbst stellt sich als zufällig und im Grunde nicht an das Prinzip heranreichend vor. Dies erscheint, literarisch abgesetzt und in der Form eines Vorspanns, welcher in den eigentlichen Hauptteil einleitet. (Im Lehrgedicht des Parmenides wird hier scheinbar empirisch-anschaulich *der Weg* zur die Wahrheit verkündenden Göttin beschrieben; noch im Proslogion des Anselm von Canterbury wird, bevor der Gottesbeweis Thema ist, das Subjekt als demütiges 'Menschlein' gefaßt, das sich seines Antriebs zu dem es in seiner Endlichkeit übersteigenden Thema in einer Art Gebet erst versichern muß). Vom Resultat der Geschichte der Philosophie aus kann man erkennen, daß das, was im Lehrgedicht des Parmenides literarisch als Proömium, vor dem eigentlichen Anfang mit der wissenschaftlichen Argumentation daherkommend, verpackt wird, gar nicht so unbedeutend und eben nicht gleichgültig gegen das wissenschaftlich entwickelte Prinzip ist. Diese Reflexion jedoch stellen wir Heutigen an. Zu Anfang, bei Parmenides, erscheint es allerdings so, als ob der (subjektive) Weg hin zu dem (objektiven) Prinzip unbedeutend sei; die Hauptsache, man gelange zu diesem absoluten Grund von allem; man werde eher geführt oder dirigiert, als daß man aus sich oder qua eigener Vernunft diesen absoluten Grund herausfinde oder gar setze. Für diesen Grund gelte, verbürgt durch die Göttin, daß er wahr sei. Der



Weg dahin falle in das ihm und ihr gegenüber zufällige, einzelne Subjekt. Deswegen könne es auch verschiedene, im Beliebigen verbleibende Wege gehen.

Schon in dieser frühen antiken Darstellung ist, wenn auch nicht entwickelt und ausformuliert, ein Widerspruch enthalten: Das absolut Wahre, das Prinzip von allem, soll Resultat des Weges eines zufälligen, des Prinzips zunächst nicht mächtigen Subjekts sein. So lautet dann der schon in der Antike zögerlich anhebende (vgl. dazu den eristischen Satz in Platons Menon), mit der Neuzeit unabweisbar werdende Einspruch: Wenn das Subjekt ἀρχή, das Prinzip, nicht kennt, wie kommt es überhaupt zu demselbigen? Wie kann es nach etwas suchen, wenn es nicht weiß, wonach es suchen soll? Wie kann es, angenommen, es habe etwas gefunden, urteilen, daß dieses Etwas auch das gesuchte Prinzip sei, wenn es dieses Prinzip nicht schon wußte? Wenn es dieses Prinzip aber vorher schon weiß, dann braucht es dieses gar nicht mehr zu suchen. Mit der Reflexion auf den Weg des Subjekts hin zum Prinzip öffnet die Neuzeit den Blick auf eine neue Qualität im Verhältnis von Subjekt und Objekt. Ein vorneuzeitliches Denken hingegen glaubt, auf die Reflexion des subjektiven Weges verzichten zu können. Wenn Denken auf die Reflexion des subjektiven Weges verzichtet, dann kann es ungehindert ἀρχή – was der Ursprung sei – *dogmatisch* verbreiten. Oder es kann diesem Denken darum gehen, durch den Hinweis auf den subjektiven Zugang zum Prinzip skeptisch zu verhindern, daß überhaupt ein wahres Prinzip zu erkennen sei. Oder es kann diesem von der Reflexion auf seine eigene Tätigkeit sich entledigenden vorneuzeitlichen Denken darum gehen, eine Art Spontan-Verfahren zu konstruieren (innere Offenbarung oder Eingebung, die Offenbarung durch das Prinzip selbst; Glaube ohne zu wissen; intellektuelle Anschauung). Dieses Denken verzichtet mit der Reflexion auf den *subjektiven* Weg eben auf die Reflexion der Wege *des Denkens*, also auf die Logik, die Wissenschaft von der Vorgehensweise des Denkens. Neuzeitliches Denken hingegen weiß, daß es empirische Subjekte sind und daß diese empirischen Subjekte denken und eben Allgemeines, Wahres denken. Deswegen bedarf es der Reflexion auf dieses Denken, also der Logik. Damit hängt Logik wesentlich mit der Frage nach dem objektiven Grund zusammen. In der Reflexion auf das in der Neuzeit weiter bestimmte, fortentwickelte Verhältnis von Subjekt und Objekt offenbart sich der Freiheitsimpuls des Subjekts, das gerade durch diese Reflexion die Freiheit bestimmt und damit zugleich sich selbst befreit, und zwar befreit von Bevormundung und dogmatischer Übernahme von Prinzipien, befreit von der sich selbst zugeschriebenen Ohnmacht des Skeptizismus und befreit von entmündigendem Glauben.

Wie hängen nun das objektive Prinzip, der wahre Grund aller Dinge, und das subjektive Tun, um an diesen Grund heranzukommen, ihn zu erfassen, zusammen? Das Prinzip, ἀρχή, ist Anfang, ist das Erste für das Denken und muß dann auch das Erste *im Gange* des Denkens, im Prozeß des Erfassens des Anfangs, des Prinzips sein. Mit dem Anfang, also damit, daß das Subjekt darauf

reflektiert, einen Anfang zu setzen, sind schon zwei Bestimmungen gegeben: Zum einen ist dieser Anfang als Resultat dieser Reflexion bestimmt, er ist durch dieselbige *vermittelt*. Zum anderen soll dieser Anfang ja eigentlich Anfang und also auf *unmittelbare* Weise gegeben sein. Betrachtet man das Denken als eine Tätigkeit, die ausschließlich vom Bedingten zu dem dieses Bedingenden und seinerseits wiederum Bedingten fortgeht, dann wird jedes Etwas als vermittelt durch ein anderes Etwas aufgezeigt. Aller Inhalt ist damit als ein jeweils besonderer und beschränkter, als abhängig von anderem und als ein endlicher begriffen. Ein so sich beschränkendes Denken kennt das Unendliche, das Wahre, nicht. Es kann von diesem seinem beschränkten Standpunkt aus auch keinen Übergang zu demselbigen machen. Wird dennoch versucht, das, was wahr ist, was also unendlich und unbedingt ist, von diesem beschränkten Erkennen aus zu erfassen, so wird es in ein Bedingtes und Vermitteltes verwandelt und damit wird es in Unwahres verkehrt. Stellt sich das Denken auf der anderen Seite auf den Standpunkt, es sei schon des Wahren, Unendlichen, Unbedingten mächtig, dann nimmt es an, daß dasjenige, was wahr, unendlich, unbedingt ist, den Menschen allein durch die Vernunft gegeben sei. Dieses Wissen aus Vernunft müsse, da vermitteltes Wissen immer beschränkt sei, insofern es auf sinnliche Wahrnehmung und die logischen Operationen des Verstandes und damit auf einen endlichen Inhalt bezogen sei, dieses Wissen aus Vernunft dagegen müsse unmittelbares Wissen oder ein Glaube sein. Fragt man aber, wie denn der Vernunft solche wahren, unendlichen, unbedingten Inhalte gegeben seien, wie also zu rechtfertigen sei, daß das, was unmittelbar in die Vernunft oder das Herz des Menschen oder sonstwohin eingepflanzt werde, *für diese Vernunft* als wahre Eingebung oder Offenbarung erscheine, so fragt man schon nach der Vermittlung, nämlich wie ein solcher Glaube oder solch unmittelbares Wissen sagen kann, es sei überhaupt Wissen. Wird deswegen dann konsequenterweise die Frage nach der Vermittlung abgelehnt, bleibt die Vernunft jedoch *die Rechtfertigung* schuldig, ob das als wahr / unendlich / unbedingt Geglaubte auch wahr sei. Somit ergibt sich als Zwischenfazit: Weder ein unmittelbares, schlechthin anfangendes Wissen (oder Glauben) – isoliert von jeder Vermittlung – noch ein vermitteltes Wissen – isoliert von jeder Unmittelbarkeit – führen zum Ziel. Es *gibt* Nichts, nichts im Himmel oder in der Natur oder im Geiste oder wo es auch sei, was nicht ebenso Unmittelbarkeit enthält wie die Vermittlung, so daß diese beiden Bestimmungen als *ungetrennt* und *untrennbar* und ein zwischen ihnen angenommener Gegensatz als ein Nichtiges sich zeigen.

### **Zurück zur Frage: Womit muß der Anfang der Wissenschaft gemacht werden?**

Bei den einzelnen Disziplinen wie der Chemie ist der Anfang, wie schon erwähnt, ein bestimmter gegebener Inhalt, nämlich der so und so bestimmte Gegenstandsbereich und die so und

so auf diese Gegenstände bezogenen Methoden. Dieser bestimmte gegebene Inhalt schließt Unmittelbares und Vermitteltes ein; das Erkennen dieses Inhalts setzt den Begriff der Einheit von Unmittelbarem und Vermitteltem voraus. Die Philosophie muß bei ihrem Anfang diese Unterscheidung selbst zum Gegenstand machen, also fängt sie mit der Unterscheidung von unmittelbarem Wissen und reinem Wissen an. Unmittelbares Wissen ist, was aus dem empirischen Bewußtsein hervorgeht, welches bemerkt, daß ihm in sinnlicher Anschauung das und das gegeben ist. Um es an dem einschlägigen Beispiel zu demonstrieren: Das empirische sinnliche Bewußtsein bemerkt: 'Das Jetzt ist die Nacht.' Das sinnliche Bewußtsein versucht, die Wahrheit dieser sinnlichen Gewißheit zu prüfen, versucht also, sein unmittelbares Wissen festzuhalten, und schreibt es auf. Doch siehe da, es ist Tag geworden. Die Wahrheit des aufgeschriebenen unmittelbaren Wissens ist schal geworden. In der so einsetzenden Reflexion auf das unmittelbare Wissen, nämlich darauf, was daran wahr, was daran falsch ist, kommt dieses reflektierende Bewußtsein auf das reine Wissen. In diesem reinen Wissen fällt die unmittelbare Gewißheit (wie: 'das Jetzt ist die Nacht') und die Wahrheit nicht mehr auseinander. Vielmehr ist das reine Wissen die zur Wahrheit gewordene Gewißheit. Dies ist der Begriff der Logik als der reinen Wissenschaft. In dieser reinen Wissenschaft steht das Bewußtsein dem Gegenstand nicht mehr in solcher Weise gegenüber, daß Zweifel angebracht sind, ob das Bewußtsein und die Gewißheit des Bewußtseins von dem Gegenstand nicht dem Gegenstand äußerlich bleiben. Dieses Bewußtsein weiß erstens den Gegenstand als sich selbst und weiß zweitens sich selbst nicht als etwas, was dem Gegenständlichen gegenübersteht und nur sei, wenn das Gegenständliche vernichtet ist oder von ihm abgesehen wird. Dieses reine Wissen ist das, was systematisch am Anfang stehen muß. Nichts anderes kann – systematisch gesehen – vor ihm stehen. Es ist Sein, reines Sein, unbestimmte Unmittelbarkeit. Darin ist jede Beziehung auf Anderes und jegliche Vermittlung aufgehoben.

Was weiß dieses reine Wissen, wenn es 'reines Sein' sagt, von 'reinem Sein' weiß und sich als 'reines Sein' weiß? Daß überhaupt etwas ist, daß von dem bestimmten Inhalt, *was* ist, abgesehen werden kann und daß wahr ist, *daß* etwas ist, d. h. daß in diesem 'ist' nicht zwischen Existenz und Kopula (dem logischen 'ist') unterschieden werden kann. Wenn wir sagen, daß etwas ist, dann enthält dieses 'ist' unterschiedslos *das Existieren* und *die Aussage*, die ja mit 'ist' formuliert, daß etwas existiert. Daß es nicht verschiedene 'ist' sind, läßt sich durch negativen Beweis zeigen. Angenommen, unser logisches 'ist' und das 'ist' mit der Bedeutung 'existieren' fielen auseinander. Dann existierte etwas, aber unser logisches 'ist' reichte nicht hin, dies zu erkennen. Umgekehrt: Wenn wir (logisch) aussagen 'das und das ist', reichte dies prinzipiell nicht an das zweite 'ist', die Existenz, heran. So ist (zweite Bedeutung) die Existenz und zugleich ist (erste Bedeutung) sie nicht; wir können gar nicht aussagen, daß sie ist. Die Annahme von verschiedenen 'ist' führt also auf einen

Widerspruch. Damit gilt: Sein, reines Sein, eine einfache Unmittelbarkeit ist die Wahrheit; reines Wissen und reines Sein fallen in eins. Schon der Ausdruck 'unmittelbar' ist ein Reflexionsausdruck, denn er enthält den Unterschied von dem Vermittelten: was *nicht* vermittelt ist, ist unmittelbar. Die Substantivierung zu 'Unmittelbarkeit' setzt die Negation von Vermittlung als eben reines Sein. Somit haben wir zu Anfang, vor dem ein weiterer Anfang nicht denkbar ist, ein reines Denken als solches, abstrahiert von jedem bestimmten Inhalt, und reines Sein, als das Sein überhaupt, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung, und wir haben den *Nachweis*, daß reines Denken und reines Sein nicht ohne einander sein können, durcheinander vermittelt und so in einer Einheit sind.

Wenn man nun innehält und betrachtet, was erreicht ist, wenn man sagt: 'Reines Sein ist der Anfang', dann zeigt sich ein Zweifaches: Dieser Anfang ist selbst *Resultat*, Resultat einer Vermittlung, nämlich der gerade vorgeführten Vermittlung, die insofern reflexiv ist, als sie Vermittlung und zugleich Aufhebung ihrer selbst ist. Durch diese negativ sich auf sich beziehende Vermittlung ist das reine Sein entstanden. Und dieses reine Sein setzt reines Wissen voraus, das seinerseits Resultat des endlichen Wissens, der sinnlichen Gewißheit und des Zweifels an dieser Gewißheit ist. Zugleich – und das ist das Zweite, was in 'Anfang' enthalten ist – wird dieser Anfang als *absoluter Anfang* hingestellt. Als ein solcher darf er nichts voraussetzen, er darf durch nichts vermittelt sein, darf keinen Grund haben. Vielmehr soll er der Grund für die ganze Wissenschaft sein. Und so ist der Anfang schlechthin unmittelbar oder das Unmittelbare selbst. Dieser Anfang hat weder gegen anderes eine Bestimmung noch eine in sich selbst. Er hat keinen Inhalt, denn ein Inhalt wäre Unterscheidung und Beziehung von Verschiedenem. Der Anfang *ist* das reine Sein.

Damit hat sich ergeben: Der Anfang muß ein Absolut-Wahres sein, also jene Einheit von reinem Denken und reinem Sein. Wenn nicht, dann wäre der Anfang auf unsicherem Sand gebaut. Diese Einheit kann allerdings nur absolut wahr sein, wenn sie *Resultat* ist. Ist sie aber Resultat, muß sie etwas Erstes voraussetzen, und dieses Erste ist objektiv betrachtet nicht notwendig und nach der subjektiven Seite hin zunächst nicht erkannt. Die Reflexion auf dieses Problem ergibt für das logische Vorwärtsgen von dem Anfang aus ein neues Verständnis dessen, was logisches Vorwärtsgen überhaupt oder in Wahrheit sein muß: *Vorwärtsgen* (in der Philosophie, bestimmter: in der Logik) *ist Rückgang in den Grund, Rückgang zu dem Ursprünglichen und Wahrhaften, von dem das, womit der Anfang gemacht wurde, abhängt und überhaupt erst hervorgebracht wird.* Damit ist wissenschaftliches Vorgehen, bestimmter: das Philosophieren, kein linearer Prozeß, nicht ein bloßes Fortgehen von einem hypothetischen, als problematisch angenommenen Anfang aus, sondern zugleich Zurückkehren zu demselbigen. Die Reflexion auf das Vorwärtsgen – und Wissenschaft ist ja nicht bloßes Vorwärtsgen, sondern zugleich Reflexion auf dasselbe – erweist,

daß wissenschaftliches Vorwärtsgen immer auch Rückgang in den Grund ist, von dem das Vorwärtsgen ausgeht oder ausgegangen ist. Der Anfang bekommt damit eine umgekehrte Stellung, er wird abhängig vom Resultat. Dieses Resultat ist das aus dem Anfang entwickelte Prinzip, das den Anfang begründet. [Modell: von dem Resultat, der Verwirklichung des Werts in der bürgerlichen Gesellschaft her (der Produktion von akkumulierbarem Mehrwert) kann nur *begründet* werden, warum in der Wissenschaft von der bürgerlichen Gesellschaft mit 'abstrakter Arbeit' angefangen wird und werden muß. Die anfängliche Gleichsetzung von 'abstrakter Arbeit' und Wert ('abstrakte Arbeit' gerinne zu Wert) ist – zu Anfang – *nicht* begründet] Das wissenschaftliche Vorgehen, die Bewegung der Wissenschaft, ist dann nicht sowohl, daß man von einem (als problematisch angenommenen) Unmittelbarem sich linear fortbewegt, dieses also hinter sich läßt, sondern vielmehr, daß in dieser entwickelnden Fortbewegung eine nach rückwärts gehende Bewegung des Erschließens (alias: transzendente Reflexion) enthalten ist, das Erschließen, daß der Grund wahr ist. Anders herum: Das nach rückwärts gehende Erschließen des Grundes kann zugleich aber auch so gefaßt werden, daß der Grund *Resultat* ist, daß es eine vorwärtsgene, entwickelnde Bewegung ist, die dies ergibt. Damit kann das wissenschaftliche Vorgehen, das ohne derartige Reflexion ein solches nicht wäre, eher durch einen Kreis als durch eine Gerade dargestellt werden.

Der Anfang verliert so den Charakter des Unmittelbaren und Abstrakten. Er ist (nur) innerhalb einer *Denkbewegung* verständlich, die sich als Einheit von rückwärtsgendem Erschließen des Grundes für den Anfang und vorwärtsgendem Weiterbestimmen des Anfangs (dessen Entwicklung) herausstellt. Wissenschaftliche Fortbewegung ist ein Kreislauf, von dem anzunehmen ist, daß durch ihn Synthetisches hinzukommt. Es soll ja nicht so sein, daß es bei dem schlichten Anfang bleibt oder daß dieser zirkulär umkreist und dabei nur tautologisch wiederholt wird. Wissenschaft soll einen Fortgang erfahren, in dem das Prinzip, die Einheit von Denken und Sein, zwar zugrunde liegen bleibt, welches Prinzip in diesem Fortgang aber eine Weiterbestimmung erfährt. Deswegen ist das, was den Anfang in der Wissenschaft macht, das noch Unentwickelte. Wissenschaft ist wesentlich Bewegung und so auf ihre Entwicklung, die Entwicklung des Anfangs, verwiesen. Die vollendete, erst wahrhaft begründete Erkenntnis ist diese entwickelnde wissenschaftliche Fortbewegung, eine Einheit von rückwärtsgendem Erschließen und vorwärtsgendem Weiterbestimmen.

Der Anfang der Philosophie – und jeglicher Wissenschaft – ist das reine Sein: *Daß* etwas ist, ohne noch zu sagen, *was* dieses Etwas ist. Reines Sein wird *zum einen* als Absolut-Unmittelbares genommen. Es ist der Anfang ohne alle weitere Bestimmung, also reine Unbestimmtheit. Insofern ist der Anfang – logisch – vorausgesetzt. Und dieses reine Sein ist gesetzt oder begründet, denn es

ist dasjenige, was die Reflexion auf das Problem des Anfangens hervorbringt, die Reflexion darauf, daß das, was zunächst naheliegend scheint, nämlich mit der empirischen sinnlichen Gewißheit anzufangen, ein systematischer Anfang nicht sein kann, sondern daß jeglichem Anfang in der Wissenschaft zugrunde liegen muß, daß das 'ist' im Sinne von 'existieren' und das 'ist' im Sinne der logischen Kopula in 'S ist P' nicht getrennt sein können, vielmehr durcheinander vermittelt und also in einer Einheit sind.

Wenn nun die Wissenschaft mit Sein, reinem Sein, ohne alle weitere Bestimmung anfängt, so ist klar, daß keine nähere Bestimmung oder kein positiver Inhalt für dieses reine Sein genommen werden kann. Dieses reine Sein ist ein leeres Wort oder ist reine Leere. In 'reines Sein' ist von allem abstrahiert. Wenn 'reines Sein' denn reines Wissen ist, so ist dieses reine Wissen negativ bestimmt, nämlich daß es nichts als der abstrakte, von jedem positiven Inhalt abstrahierende Anfang sein soll. Noch nicht einmal der Unterschied von reinem Sein und reinem Wissen ist vorhanden dergestalt, daß reines Sein der Gegenstand oder Inhalt des reinen Wissens wäre. Jeder Unterschied, jeder Inhalt ist verschwunden. Das reine Wissen ist mit dem Objekt schlechthin zusammengefallen, so daß es keinen Unterschied vom Objekt mehr gibt und das reine Wissen keinen Unterschied vom Objekt angeben kann und in sich keinen Unterschied mehr hat. Das reine Wissen hat also keinen Inhalt, ist leer. Es ist nur reines und eben leeres Denken selbst. Es kann in sich nicht etwas denken, sondern ist leeres Denken ohne jegliches Unterscheiden. Dieses leere Denken, ein unbestimmtes Unmittelbares, ist Nichts. So gibt es nicht Bestimmtes, womit der Anfang gemacht werden kann. Durch die Reflexion auf den Anfang – reines Sein, zunächst als Absolut-Unmittelbares genommen – stellt sich dieser Anfang – und das ist: *zum anderen* – als reines Nichts heraus. ("*zum anderen*" widerspricht dem "*zum einen*")

Es scheint, als ob die Reflexion am Ende sei, noch bevor sie überhaupt angefangen, den Anfang verlassen hat – als sei sie in einen Abgrund gefallen oder vom schwarzen Loch des Nichts unwiederbringlich verschlungen worden (um es metaphorisch auszudrücken). Wiederum hilft, darüber nachzudenken, was geschehen ist (eine äußere Reflexion): Jenes reine Sein war als Anfang gesetzt und zugleich vorausgesetzt. Und es ist in Nichts *übergegangen*, es hat sich *erwiesen*, daß es Nichts ist, Nichts, reines Nichts, vollkommene Leerheit, Bestimmungs- und Inhaltslosigkeit, Ununterschiedenheit in diesem Nichts selbst. Da es nichts Bestimmtes gibt, womit der Anfang gemacht werden kann, könnte man sagen: Aus Nichts wird Nichts. Also könnte überhaupt nicht angefangen werden, die Reflexion wäre vom schwarzen Loch verschlungen worden oder hätte es erst gar nicht verlassen. Dies, so zeigt die Reflexion darüber, was bislang entwickelt wurde, stimmt nicht. Der Anfang steckt nämlich gerade in diesem, was bislang entwickelt, was erreicht wurde: Sein hat sich als Nichts *herausgestellt*, ist so in Nichts *übergegangen*. Sein und Nichts sind in einer

Einheit, und zwar jetzt – und dies ist Resultat – in einer Einheit, für die gilt: A. Sein und Nichts sind dasselbe und ununterschieden. *Und* B. Sein und Nichts sind nicht dasselbe, sind unterschieden. Bloß mit Nichts, reinem Nichts, anzufangen (und damit die gerade dargestellte Einheit zu umschiffen), geht gar nicht. Also stimmt auch “zum anderen” nicht. Die Reflexion fing mit *Sein* (als Absolut-Unmittelbares genommen) an und *erwies* dieses als Nichts. Doch bei diesem Nichts, dasselbe rein und unmittelbar genommen, stehenzubleiben, dieses Nichts als bewegungsloses Resultat abgeschnitten vom Prozeß der Reflexion, dem es sich verdankt, aufzufassen und zu fixieren, das stimmt nicht. Jenes *Erweisen* ist wesentlich und die Reflexion muß wiederum herausfinden, was es enthält. Wenn 'Anfang' gedacht wird, dann soll ja etwas werden, es soll angefangen werden. Ein solcher Anfang ist *nicht* das reine Nichts, sondern ein Nichts, von dem etwas ausgehen soll. Insofern ist Nichts nötig, wenn etwas werden soll, was zuvor nicht da ist. Sein ist aber auch schon im Anfang enthalten – und war es in der begrifflichen Darstellung. So enthält der Anfang notwendig beides, Sein und Nichts. Er ist die Einheit von Sein und Nichts. Diese Einheit ist dergestalt, daß Sein und Nichts darin auch unterschieden sind. Denn im Anfang ist nicht lediglich das reine Nichts, sondern ein Nichts oder Nichtsein, das auf das Sein als ein zu ihm anderes bezogen ist. Das, was anfängt, ist ja noch nicht, weist aber auf anderes als das Nichtsein hin, es geht auf das Sein zu. Insofern ist im Anfang auch nicht lediglich das reine Sein enthalten, sondern ein Sein, das sich vom Nichtsein entfernt und dieses aufhebt. Das, was da im Anfang ist, nämlich Sein, was in dieser Einheit von Sein und Nichts enthalten und also durch diese Einheit vermittelt ist, *ist noch nicht*. Also: Der Anfang oder das Anfangende ist ebensosehr, als es noch nicht ist. Da Sein und Nichts in einer Einheit sind, sind sie durcheinander vermittelt. In der Einheit von Sein und Nichts ist dasjenige, was unterschieden und gar entgegengesetzt ist, in unmittelbarer Vereinigung.

Für den Anfang will ich es dabei belassen – aller Anfang ist ja schwer – und ziehe ein Fazit: Der Anfang aller Wissenschaft ist der Begriff der Einheit von Sein und Nichtsein, in reflektierter Form der Begriff der Einheit des Unterschiedenseins und des Nichtunterschiedenseins oder der Identität von Identität und Nichtidentität.

### **Abschließend noch zwei Korollare und ein Epilog**

#### **1. Korollar: Wie fängt die Theologie an? Mit Gott – mit wem denn sonst?**

Dies ist ein sehr vornehmer Anfang, verglichen mit dem kargen reinen Sein. Ich zitiere den Prolog des Evangeliums nach Johannes: „Im Anfang war das Wort (hier steht griech. *λόγος* , das Sprechen, die Rede, die Erzählung, aufgestellter Satz, Behauptung, das Berechnen, Rechnung, Verhältnis,

Vernunft) und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Im Anfang war es bei Gott. Alles ist durch das Wort (λόγος) geworden, und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist. In ihnen war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erkannt.“ Eine überschwengliche, metaphorische Darstellung des Anfangs und des Anfangens bei Johannes. Um herauszufinden, was diesen wahrlich göttlichen Anfang von dem kargen Anfang der Philosophie unterscheidet, soll die Johannes-Passage auf ihren logischen Gehalt überprüft werden:

Das reine Wissen, das Wort, λόγος, ist im Anfang, und es ist Gott oder in der Einheit mit Gott. *Es existiert*. Zunächst ist es nicht weiter bestimmt als eben: reines Sein. Alles was wird, soll daraus hervortreten, auch das Licht, das in der Finsternis leuchtet. Logisch, mal abgesehen von dem Bilderreichtum, ist am Anfang die Identität von Sein (ens realissimum) und λόγος.

## **2. Korollar: Identität von Identität und Nichtidentität oder Einheit von Unterschiedensein und Nichtunterschiedsein ist eine zentrale Figur des Denkens.**

Sie findet sich in allem, was ist. Hier kann ich nicht behandeln, was daran idealistisch ist und was daran warum zu kritisieren ist. Dies wird verhandelt unter dem Titel: Materialistische Dialektik versus idealistische Dialektik.

### **Epilog: Aller Anfang ist schwer. Auch für Philosophie-Professoren.**

Einer von ihnen äußerte: 'Wenn ich Hegel lese, werde ich schwindelig'. Und dann folgerte er so: Ich will aber nicht schwindelig werden. Folglich lese ich Hegel nicht und stelle ihn besser in den Giftschrank. Unschwer ist in dieser Schlußweise der falsche Satz zu erkennen: 'Ich will aber nicht schwindelig werden.' Das Warum ist nicht begründet. Wer in versteinertem Gedankengerüste sich eingerichtet hat und derart eingemauert sich wohlfühlen wähnt, der wehrt sich gegen die Aufsprengung der Mauern. Den versteinerten Verhältnissen ist mit der Produktivität der Einbildungskraft beizukommen.